

Rückblick auf Lausanne 1927

VON W. A. VISSER 'T HOOFT

Um die Bedeutung der Konferenz von Lausanne im Jahre 1927 wirklich erfassen zu können, muß man bedenken, daß die ökumenische Idee damals etwas radikal Neues war. Die Geschichte der Kirche kannte zwar die großen ökumenischen Konzilien, doch waren dies Versammlungen einer einzigen Weltkirche. Später gab es bilaterale Gespräche zwischen getrennten Kirchen, die zu einem Konsensus in Fragen der Lehre gelangen wollten. Im 19. Jahrhundert dann fanden die ersten internationalen Treffen von Christen verschiedener Konfessionen statt, die sich auf eigene Initiative hin darum bemühten, gemeinsame Arbeitsbereiche wie etwa die Missionsarbeit oder die Evangelisierung junger Menschen festzulegen, die es jedoch sorgfältig vermieden, sich auf die Diskussion strittiger Lehrfragen einzulassen. Niemals jedoch war auch nur die Rede gewesen von einer Weltkonferenz aller Kirchen, die Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen und deren Ziel es wäre, eine Vereinigung der Kirchen dadurch vorzubereiten, daß zunächst einmal die Punkte identifiziert würden, in denen Übereinstimmung bzw. Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kirchen bestehen. Auf den ersten Blick schien dies eher eine Spekulation nach Solowjewscher Manier zu sein, keinesfalls aber ein auch für Kirchensynoden ernstzunehmendes Vorhaben.

Und dennoch – der Mann, der diese abenteuerliche Idee hatte, war weder ein Träumer noch ein Utopist. Charles Henry Brent hatte ein Jahrzehnt lang in den Armenvierteln von Boston gearbeitet, bevor ihn die (anglikanische) Bischöfliche Kirche 1901 als Bischof nach den Philippinen sandte. Mit ganzer Kraft hatte er sich dem Kampf gegen gesellschaftliche Mißstände gewidmet; als Experte in Fragen der Drogenbekämpfung vertrat er die US-Regierung bei internationalen Konferenzen über den Opiumhandel. So kam es, daß es in der ersten seiner Reden, die ich hörte, gar nicht um kirchliche Fragen ging, sondern – bei einer Konferenz des Völkerbundes in Genf – um den Opiumhandel, dessen Hintermänner er bei dieser Gelegenheit auf das schärfste angriff.

Brents größte Sorge war die offensichtliche Hilflosigkeit der Kirchen angesichts der großen Probleme der modernen Welt und vor allem ihre mangelnde Durchsetzungsfähigkeit in den Missionsländern. Er führte dies in erster Linie auf ihre Spaltung zurück. Anlässlich der Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh

gelangte er zu der Überzeugung, daß „Gott eine neue Ära in der Geschichte des Christentums vorbereitet“ und daß es daher möglich sei, in den Bemühungen um eine Vereinigung der Kirchen zu konkreten Ergebnissen zu gelangen. Da es Gottes Wille sei, sein Volk vereint zu sehen, seien seine Diener aufgerufen, sich unablässig für die Verwirklichung dieser Einheit einzusetzen. Auf der einige Wochen später in Cincinnati stattfindenden Generalkonvention seiner Kirche kam dann für Brent der entscheidende Augenblick: während eines Gottesdienstes entschließt er sich, die Einberufung einer Weltkirchenkonferenz zu Fragen des Glaubens und der Kirchenverfassung vorzuschlagen. Dieser Vorschlag wird angenommen und eine Kommission gebildet, zu der auch Brent gehört. Da er jedoch sein Bischofsamt nicht vernachlässigen kann, wird Robert Gardiner, der Sekretär der Kommission, mit der schweren Aufgabe betraut, Brents geniale Idee zu verwirklichen. Gardiner muß praktisch am Nullpunkt anfangen: er verfügt über keinerlei Erfahrungen auf der ökumenischen oder internationalen Szene, und er hat nicht einmal eine Liste mit den Adressen der Kirchen, die eingeladen werden sollen. Er übt seine Tätigkeit ehrenamtlich neben seinem Rechtsanwaltsberuf aus – was nicht nur finanziell, sondern auch zeitlich gesehen problematisch ist –, und er hat darüber hinaus lange Zeit keine Mitarbeiter, so daß er in den ersten Jahren z.B. alle seine Briefe mit der Hand schreiben muß. Wird es diesem Laien mit der Ausbildung eines Juristen gelingen, sich im kirchengeschichtlichen Dschungel der Schismata und theologischen Kontroversen zurechtzufinden? Von 1910 bis zu seinem Tode im Jahre 1924 wird er sich mit einer bewundernswerten Energie auf dieses Unterfangen konzentrieren. Aus dem Juristen wird ein Anwalt der christlichen Einheit. Er bombardiert die Kirchen mit Broschüren (allein im ersten Jahr 100 000) und schreibt Tausende von Briefen. Er macht Übersetzer ausfindig, die seine Korrespondenz ins Lateinische, Französische und Italienische übertragen. Selbst einen Mäzen findet er – der Millionär J. P. Morgan stellt ihm 100 000 US \$ zur Deckung seiner Unkosten zur Verfügung. Gardiner versucht zunächst, die Kirchenleitungen des angelsächsischen Raums für seine Ziele zu gewinnen. Die Reaktionen sind ausgesprochen positiv. Sodann macht er sich an die sehr viel schwierigere Aufgabe, die orthodoxen Kirchen und die römisch-katholische Kirche zu überzeugen. Hierbei zeigt er sich als außerordentlich fähiger Psychologe: um sich auf die Wellenlänge seines Gesprächspartners, des Metropoliten Antonin von Charkov einzustellen, basiert er seine Argumentation auf die orthodoxe Tradition. Es ist alles andere als selbstverständlich, daß Gardiner zu einer Zeit der totalen Abkapselung des christlichen Ostens vom Westen so tief in die orthodoxe Gedankenwelt hat eindringen können, daß ihm eine solche Argumentation möglich ist. Der Metropolit allerdings beharrt auf seinem Standpunkt: es gibt nicht

zwei voneinander getrennte Kirchen, sondern nur eine wahre Kirche. Gardiner läßt sich nicht entmutigen. Er weiß, daß eine ganze Reihe orthodoxer Theologen den anderen Kirchen sehr viel positiver gegenüberstehen. Anhand der von allen Kirchen anerkannten Taufe im Namen der Heiligen Dreieinigkeit zeigt er, daß nicht alle Bande gerissen sind. Er zitiert Solowjew und den berühmten Moskauer Theologen Philaret, um zu beweisen, daß alle östlichen und westlichen Kirchen der einen universalen Kirche angehören. Der anglikanische Jurist geht sogar so weit, daß er es wagt, einen ekklesiologischen Grundsatz des orthodoxen Metropoliten zu korrigieren und ihm rundheraus zu sagen: „Die byzantinische Tradition stellt den christlichen Charakter der westlichen Christenheit absolut nicht in Frage.“ Für diesen Beitrag zum Ost-West-Dialog hätte Gardiner wirklich einen Ehrendokortitel der Theologie verdient. Erste Erfolge seiner Bemühungen zeigen sich bereits im Jahre 1915, als zwei sehr einflußreiche russische Theologen, die Professoren Glubokowski und Troitzki von der Kaiserlichen Theologischen Akademie Petersburg im Amtsblatt der Akademie das Projekt von Glauben und Kirchenverfassung begrüßen.

Bereits im Jahre 1914 hatte Gardiner mit Kardinal Gasparri, dem Staatssekretär des Vatikans, brieflichen Kontakt aufgenommen. In seinem Antwortschreiben begrüßt der Kardinal im Namen des Papstes die Absicht, das Wesen der Kirche zu untersuchen, und weist darauf hin, daß der Papst sich als Quelle der Einheit der Kirche betrachtet. Eine so positive Reaktion auf die Aktivitäten von Glauben und Kirchenverfassung, in der noch nicht die Rede davon war, daß die Katholiken nicht an der Konferenz teilnehmen würden, konnte Gardiner nur ermutigen, und so machte er nach Rücksprache mit Gasparri diesen Brief einem größeren Kreis von Interessierten zugänglich.

Kontakte auf internationaler Ebene waren während des Krieges nur schwierig aufrechtzuerhalten. Die meisten Kirchen identifizierten sich so weitgehend mit „patriotischen“ Zielen, daß sie kaum mehr Interesse für ökumenische Probleme aufbrachten. Gerade weil die Kirchen aber im Ersten Weltkrieg eine ihrer Berufung so unwürdige Rolle gespielt hatten, regte sich nach dem Krieg das schlechte Gewissen: mußten sie nicht bereuen, daß sie unfähig gewesen waren, der Universalität der Kirche Christi Ausdruck zu geben, und war dies nicht ein Beweis dafür, daß sie die Frage der christlichen Einheit sehr viel ernster nehmen mußten? 1917 und 1918 war Bischof Brent als Feldgeistlicher selbst in Frankreich gewesen, und diese Erfahrung hatte ihn zu einem überzeugten Pazifisten gemacht. Die Notwendigkeit einer moralischen Instanz, die über genügend Macht verfügen würde, um Kriege in Zukunft zu verhindern, war für ihn ein weiterer und sehr dringender Grund, die Einigung der Kirche voranzutreiben.

Bei Kriegsende war die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung in Europa für kaum jemanden ein Begriff. Gardiner hatte nur zu wenigen Kirchen auf dem Kontinent Kontakt. Das lag vor allem daran, daß er den Leitsatz der Bewegung, demzufolge alle diejenigen Kirchen an der Konferenz teilnehmen würden, die Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen, als sehr wichtig betrachtete. Denn nach Gardiner mußten die Kirchen, die die Fleischwerdung lehren, zwangsläufig ein ganz anderes Verständnis von der Einheit haben als diejenigen, für die Jesus nichts weiter ist als einer der großen Religionsstifter. Es erschien ihm sehr schwierig, unter den europäischen Kirchen diejenigen auszuwählen, die den vorgeschlagenen Leitsatz akzeptieren würden.

1919 kommt eine Delegation von Glauben und Kirchenverfassung unter Leitung des Bischofs von Chicago, Anderson, und vier anderer Mitglieder der Bischöflichen Kirche Amerikas nach Europa. Erstaunlich ist, daß die Leitung der Bewegung auch nach neunjährigem Bestehen noch fest in den Händen der Bischöflichen Kirche liegt. Die Europareise der amerikanischen Delegation geht – vor allem auf dem Balkan – unter recht schwierigen und z.T. auch abenteuerlichen Umständen vor sich. Man reist auf einem französischen Kreuzer, einem amerikanischen Torpedoboot und mit Militärfahrzeugen mehrerer verschiedener Armeen. In dem von der Delegation verfaßten Bericht heißt es u. a.: „Die offiziellen Stellen waren von ausgesuchter Höflichkeit, sie stellten uns alles Notwendige zur Verfügung, ohne daß wir ein einziges Mal darum hätten ersuchen müssen. Und dies nur aufgrund der Tatsache, daß wir Amerikaner waren, Mitglieder der Kirche Christi und Vorkämpfer einer Idee, die die vom Krieg gezeichneten und kampfesmäden Völker ansprach und weil diese Menschen alles tun wollten, um die Bemühungen der Kirche um Völkerverständigung zu unterstützen.“ Die orthodoxen Kirchen des Balkans und des Nahen Ostens empfingen die Delegation mit sehr großer Herzlichkeit. Allerdings war der Zeitpunkt der Reise auch außerordentlich günstig. Die Patriarchate – und vor allem das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel – hatten nie zuvor so viel Anlaß zu der Hoffnung gesehen, daß ein Neuanfang und damit ein größerer Handlungsspielraum möglich sei. Die ökumenische Initiative der Amerikaner konnte also direkt anknüpfen an die ökumenische Initiative Konstantinopels. In seiner Begrüßungsrede sagte der Sprecher des Hl. Synods: „Unsere Freude ist um so größer, als unsere Kirche, noch bevor sie Kenntnis hatte von der löblichen Entscheidung der Ihrigen, beseelt jedoch von dem gleichen Streben und zugewandt dem gleichen heiligen Ziel, eine Liga der verschiedenen Kirchen bereits in Erwägung gezogen hatte, um auf diese Weise eine Annäherung in die Wege zu leiten, damit im Einklang mit dem Willen Gottes und mit Seiner Hilfe der Weg zu einer künftigen Einigung geebnet werde.“ Hiermit

wurde zum ersten Male ein Hinweis gegeben auf die Enzyklika, die im Januar 1920 erscheinen sollte und in der die Bildung einer Liga der Kirchen vorgeschlagen wurde, die dem eben im Aufbau befindlichen Völkerbund ähnelte. Zwar wurden mit der Schaffung einer solchen Liga Ziele verfolgt, die eher denen der Bewegung für Praktisches Christentum als denen von Glauben und Kirchenverfassung entsprachen, nämlich die Zusammenarbeit in praktischen und sozialen Fragen, doch andererseits war das Bestreben der orthodoxen Kirchen, ihre Isolation zu verlassen und brüderliche Beziehungen zu anderen Kirchen aufzunehmen, so stark, daß sie den Vorschlag von Glauben und Kirchenverfassung – zusätzlich zu dem der Bewegung für Praktisches Christentum – annahmen.

Sehr viel schwieriger noch war der Auftrag, den die Delegation in Rom zu erfüllen hatte. Eigentlich standen die Chancen nicht schlecht, enthielten doch das Schreiben Gasparris von 1914 sowie mehrere Briefe von katholischen Prälaten zustimmende Äußerungen zu der geplanten Konferenz. Um so enttäuschender war dann das Verdikt des Papstes: die katholische Kirche könne an einer Konferenz wie dieser nicht teilnehmen. Die Delegierten mußten mit Erstaunen feststellen, wie sehr sich die Haltung des Papstes ihnen persönlich gegenüber unterschied von seiner Einstellung zur Weltkonferenz. Auf der einen Seite, so berichteten sie später, sein ungemein entgegenkommendes Verhalten, auf der anderen eine durch nichts zu erschütternde Rigidität. Das Communiqué, in dem die Haltung des Vatikans in dieser Frage erläutert wurde, war vor dem Besuch der Delegation abgefaßt worden. Ein Dialog war also von vornherein nicht möglich.

Roma locuta – war daraus zu schließen: causa finita? Nein – denn es gab einen Mann, der so unerschütterlich an die Richtigkeit, ja sogar Heiligkeit dieser großen Idee glaubte, daß er sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ und mit der ihm eigenen Beharrlichkeit die Belagerung der Festung Rom fortsetzte: Gardiner. In seinem Nachlaß fand ich mehrere Briefe aus seiner Korrespondenz mit Kardinal Mercier, dem Kardinal von Malines, der sich durch sein mutiges Auftreten während des Krieges und durch seine brüderliche Haltung gegenüber den Christen anderer Konfessionen die Achtung der verschiedensten Kreise erworben hatte. Gardiner hatte bereits 1914 Kontakt mit ihm aufgenommen; im September 1919, also nach dem „non possumus“ des Vatikans, besuchte er ihn in Philadelphia. Das Gespräch zwischen den beiden muß sehr positiv verlaufen sein, denn Gardiner spricht in einem Brief von dem aufrichtigen Interesse, das der Kardinal den Konferenzplänen entgegenbringt, und schickt ihm die Dokumente für die vorbereitende Tagung im Jahre 1920. Im selben Jahr besucht er ihn zum ersten Mal in Malines. Von besonderem Interesse scheint mir die Tatsache, daß Gardiner dem Kardinal in einem Brief vom Januar 1921 „vertrau-

lich“ sagt, der Papst hätte sicherlich ohne größere Schwierigkeiten seine Zustimmung gegeben (would have found no difficulty in accepting), wenn ihm das Projekt auf adäquate Weise präsentiert (properly presented) worden wäre. Außerdem ist aus diesem Brief ersichtlich, daß der Kardinal die Idee vorgebracht hatte, man könne einige führende Katholiken als Berater für die verschiedenen Unterausschüsse einladen. Die wichtigsten Briefe datieren jedoch von 1923 und 1924. Gardiner teilt dem Kardinal mit, er sei vom Geschäftsausschuß von Glauben und Kirchenverfassung angewiesen, den Kardinal um eine Audienz zu ersuchen, anläßlich derer er ihm eine Dankesbotschaft für sein lebhaftes Interesse an der Frage der christlichen Einheit sowie die bisher vorliegenden Programm-entwürfe überbringen solle. Im August 1923 stattet er dem Kardinal einen Besuch in Malines ab. Das Gespräch dauert den ganzen Nachmittag bis in den späten Abend hinein. Der Bericht Gardiners an den Geschäftsausschuß ist wiederum so positiv, daß (am 7. März 1924) beschlossen wird, daß Bischof Brent als Präsident des Ausschusses den Kardinal ersuchen soll, sich für die – offizielle oder nichtoffizielle – Teilnahme führender Persönlichkeiten der katholischen Kirche an der Vorbereitung der Weltkonferenz einzusetzen. Noch im April schreibt Gardiner einen längeren Brief an den Kardinal, um alle hinsichtlich der Konferenz eventuell noch bestehenden Mißverständnisse auszuräumen. Er zitiert ein vom Jahre 1919 datierendes Dekret des Heiligen Stuhls, in dem von Gelegenheiten gesprochen wird, „unsere von uns getrennten Brüder zu erleuchten und sie heimzuholen in die Einheit der wahren Kirche“, und er stellt sogar die kühne These auf, das Vorhaben von Glauben und Kirchenverfassung decke sich hier mit den Absichten des Vatikans.

Am 9. Mai 1924 schreibt Gardiner einen letzten Brief an den Kardinal. Sechs Wochen später ist er tot. Hat der Kardinal dem Vatikan das Schreiben von Glauben und Kirchenverfassung zukommen lassen? Wahrscheinlich ja, denn er war bereit gewesen, für die Überbringung zu sorgen. Es ist jedoch ebenso wahrscheinlich, daß der Brief nicht gerade positiv aufgenommen wurde. Denn in dem Jahr, als Mercier nach Rom fährt, sind die Gespräche von Malines in eine Krise geraten. Bei seinem vierten Gespräch mit den Anglikanern hat der Kardinal ein von Dom Lambert Beauduin – der mehr Prophet denn Diplomat war – verfaßtes Memorandum gelesen, das sich mit der Frage befaßte, welcher Platz den Anglikanern in einer wiedervereinigten Kirche zukommen könnte. Diese revolutionären Überlegungen, die Lord Halifax unvorsichtigerweise veröffentlicht, lösen im Vatikan beträchtliche Unruhe aus. Der Kardinal ist dadurch als Vermittler von nun an weniger relevant. Doch sowohl Mercier als auch Gardiner haben beispielhaft gezeigt, was es heißt, trotz aller Aussichtslosigkeit die Hoffnung zu bewahren.

Kehren wir jedoch in das Jahr 1920 zurück, eine für die Bewegung sehr wichtige Entwicklungsphase. Es ist zwar etwas übertrieben, wenn Brent sagt, man habe allen Kirchen die Möglichkeit zur Teilnahme gegeben und alle außer der römisch-katholischen Kirche hätten sich zur Mitarbeit bereit erklärt. Immerhin gab es noch eine ganze Reihe von Kirchen, die das Projekt kaum kannten, und darüber hinaus hatten die evangelischen Kirchen Deutschlands offiziell erklärt, aufgrund der internationalen Situation nicht teilnehmen zu können. Eines stand jedoch fest: die Bewegung mußte sich eine breitere Basis schaffen. Daher wurde eine vorbereitende Tagung einberufen, die 1920 in Genf stattfand. Die geduldige Arbeit Gardiners hatte ihre Früchte getragen – insgesamt 70 Kirchen waren vertreten. Besonders erfreulich war die Tatsache, daß die orthodoxen Kirchen nicht weniger als 18 Delegierte entsandt hatten, darunter einige Theologen, die wie z.B. Erzbischof Germanos von Konstantinopel, Professor Alivisatos (Athen) und Professor Zankov (Sofia) eine außerordentlich wichtige Rolle in der Geschichte der Ökumene spielen sollten. Die Teilnahme der Orthodoxen an einer der ersten Tagungen der ökumenischen Bewegung war der Beweis dafür, daß diese sich nicht als westliche oder pan-protestantische, sondern als universale Bewegung verstand. Glauben und Kirchenverfassung war damit internationalisiert. Von nun an lag die Verantwortung nicht mehr ausschließlich bei den Amerikanern, sondern in den Händen eines internationalen Fortsetzungsausschusses.

Aufgrund finanzieller Schwierigkeiten ist dieser Ausschuß jedoch jahrelang nicht in der Lage, seine Tätigkeit aufzunehmen; zwischen 1920 und 1925 hat er kein einziges Mal getagt. Infolgedessen liegt die Leitung weiterhin bei Brent, der inzwischen Bischof von Buffalo (im Staat New York) geworden ist, sowie Gardiner. In diesen Jahren treten aber auch neue Akteure auf. Ich denke hier zunächst an den Oxforder Bischof Gore, einen hervorragenden Theologen und beeindruckenden Redner, der mit seiner katholisierenden und doch modernistischen Theologie die Genfer Tagung dominiert. Ich denke auch an Bischof Palmer von Bombay, einen anderen Anglikaner, der bei Kirchenunionsverhandlungen in Indien eine sehr aktive Rolle gespielt hat. In Genf wird Palmer zum Vorsitzenden des Thementauschusses ernannt, dessen Aufgabe es ist, das Programm für die Konferenz auszuarbeiten und die Vorbereitungen zu leiten. Um Palmers überaus engagiertes Vorgehen zu verstehen, ist zu bedenken, daß er aus Indien kommt, wo die Einheit der Kirche zu einem sehr akuten Problem geworden ist. Einer seiner Kollegen, Bischof Azariah, pflegte zu sagen: „Im Westen ist die Einheit der Kirche wünschenswert, in den Missionsländern dagegen von vitaler Bedeutung.“ Palmer war einer der Verfasser des Appells gewesen, den die Konferenz von Lambeth (1920) an die Kirchen gerichtet hatte

und in dem die Bischöfe aller anglikanischen Kirchen erklärten, die Zeit sei gekommen, da sich alle voneinander getrennten christlichen Gemeinschaften wieder zusammenfinden und Vergangenes vergessen sollten, um gemeinsam eine katholische und wiederversöhnte Kirche anzustreben. Dieser Appell enthielt auch konkrete Vorschläge zur Erreichung dieses Ziels. Palmer erwartete von der Weltkonferenz also keineswegs nur Orientierungshilfen für die Kirchen oder die Aufstellung einer Liste von Übereinstimmungen bzw. Unterschieden; er rechnete vielmehr mit der Ausarbeitung eines konkreten Plans für die Wiedervereinigung der Kirchen. Die erste Frage, die der Themenausschuß daher für die Diskussion während der Konferenz vorschlug, war folgende: „Welches Maß an Einheit im Glauben ist für eine wiedervereinigte Kirche erforderlich?“ Diese Frage ließe vermuten, daß – trotz aller anderslautenden Erklärungen der Gründer von Glauben und Kirchenverfassung – auf der Weltkonferenz die Voraussetzungen für eine allgemeine Union der Kirchen definiert werden sollten. Der Großteil der Kirchen sah sich jedoch außerstande, an einer solchen Konferenz teilzunehmen.

Im Anschluß an die Genfer Tagung waren darüber hinaus die Beziehungen zwischen Glauben und Kirchenverfassung und der Bewegung für Praktisches Christentum zu klären. Gemeinsam war es Erzbischof Söderblom, dem Bundesrat der Kirchen in den Vereinigten Staaten und dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund gelungen, zahlreiche Kirchen für den Plan einer ökumenischen Konferenz zu Fragen der Sozialarbeit und der internationalen Zusammenarbeit der Kirchen zu gewinnen. Konnte man von den Kirchen aber verlangen, Delegationen zu zwei an verschiedenen Orten stattfindenden und nicht einmal terminlich koordinierten Weltkonferenzen zu entsenden? Brent und Gardiner sprechen sich dagegen aus und schlagen vor, beide Konferenzen für 1925 nach Washington einzuberufen. Praktisches Christentum ist nicht einverstanden, da Söderblom und seine Mitarbeiter der Überzeugung sind, man müsse sich zunächst mit den Problemen der praktischen Arbeit auseinandersetzen und damit, ausgehend vom christlichen Handeln, die Diskussion der Glaubens- und Lehrprobleme vorbereiten – ein durchaus vertretbarer Standpunkt. Im offiziellen Schreiben des Ausschusses für Praktisches Christentum an Gardiner wird dies jedoch etwas unglücklich formuliert, und es sind vor allem zwei Aphorismen – oder besser noch: Schlagwörter – die in der Folge zu einer ganzen Reihe von Mißverständnissen führen sollen. Der erste stammt von Dr. Kapler, dem Präsidenten des deutschen Kirchenausschusses: „Die Lehre trennt, aber das Dienen verbindet.“ Dies konnte sehr leicht als Infragestellung der gesamten Arbeit von Glauben und Kirchenverfassung verstanden werden. Im übrigen sollte man bald sehen, daß praktische Probleme, wie etwa die Haltung der Kirchen zum Krieg,

die Christen ebenso tief spalten können wie unterschiedliche Lehrmeinungen. Im zweiten Fall handelt es sich um eine Feststellung des Bischofs von Winchester, der die Ansicht vertreten hatte, die Christen müßten beginnen, im Bereich ethischer und sozialer Fragen zusammenzuarbeiten, als seien sie nur ein Leib in einer sichtbaren Gemeinschaft. Im Klartext soll das heißen: mit der Zusammenarbeit im sozialen Bereich müssen wir nicht bis zu dem Tag warten, an dem wir zur vollkommenen Übereinstimmung im Bereich der Lehre gelangt sind. Doch wenn wir aufgerufen werden, so zu handeln, als ob die sichtbare Einheit bereits eine Realität wäre – ist das nicht etwas gekünstelt? Und heißt das nicht, die Frage nach der theologischen Wahrheit zu bagatellisieren? Außerdem wird hiermit implizit gesagt, Praktisches Christentum befasse sich mit den für die Gegenwart relevanten Problemen, wohingegen die Zielsetzung von Glauben und Kirchenverfassung eher langfristiger Art sei. Der Kreis um Brent und Gardiner jedoch vertritt die Auffassung, daß es äußerst dringend sei, die sichtbare Einheit der Kirche zu verwirklichen, denn nur so sei man den Problemen einer gespaltenen Welt gewachsen.

Aus diesen Gründen befinden sich die Führer von Glauben und Kirchenverfassung in einer sehr schwierigen Lage: sie haben zu vermitteln zwischen den „Unionisten“ wie Palmer und anderen Anglikanern sowie einigen Asiaten und amerikanischen Protestanten, die die Konferenz als Ausgangspunkt einer umfassenden Vereinigungsbewegung sehen und hier ihre je spezifischen Vorstellungen von der künftigen geeinten Kirche durchsetzen wollen, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite den zahlreichen Kirchenführern, die an der Konferenz teilnehmen wollen, um sich zu informieren und Kontakte herzustellen, die jedoch keineswegs zu Einigungsverhandlungen bereit sind, da sie wie Söderblom die praktische Zusammenarbeit für zunächst wichtiger halten.

Dies ist allerdings nicht das einzige Problem, das Gardiner zu lösen hat. Eigentlich wäre zu erwarten gewesen, daß nach der Genfer Tagung die finanziellen Schwierigkeiten überwunden seien, da man hier die Kirchen hatte bitten können, die Verantwortung für die Bewegung zu übernehmen. Dem ist nicht so. Denn einige Monate später muß Gardiner in einem Brief an John D. Rockefeller darauf hinweisen, daß ihm zur Deckung eines Budgets in Höhe von \$ 23 000 lediglich \$ 3 000 zur Verfügung stehen und daß dieses Budget nicht einmal den Betrag enthält, der für die Tagung des internationalen Fortsetzungsausschusses erforderlich wäre. Wenn keine Spenden eingehen, so fügt er fast mutlos hinzu, dann bleibt der Bewegung nichts anderes übrig, als ihre Tätigkeit einzustellen, und das gerade zu dem Zeitpunkt, wo sie eine größere Breitenwirkung zu erzielen beginnt. Rockefeller schickt umgehend \$ 3 500 und verspricht, für je vier gespendete Dollars selbst einen weiteren Dollar zu spenden.

Wenn man bedenkt, mit welchen Spannungen und Konflikten Gardiner leben muß – einerseits dieser großartige Kairos, die Chance, einen großen Schritt vorwärts auf die Einheit hin zu tun, und andererseits die Unzulänglichkeit der ihm verfügbaren Mittel – dann verwundert es nicht, daß sich sein Gesundheitszustand rapide verschlechtert. Er stirbt im Alter von 69 Jahren. Seine ruhige Zuversicht, sein rückhaltloser Einsatz, sein fester Glaube an die Berufung der Kirche sind viel zu wenigen Zeitgenossen bekannt. Es existiert nicht einmal eine Biographie dieses außergewöhnlichen Mannes. Wenn wir der Konferenz von Lausanne gedenken, dann können wir nicht umhin, uns in tiefer Dankbarkeit auch seiner zu erinnern.

Bei seiner Tagung in Bern 1926 beschloß der Fortsetzungsausschuß die Einberufung der Konferenz für 1927. Als Tagungsorte waren Washington, Jerusalem, Den Haag und Lausanne im Gespräch. Daß die Wahl schließlich auf Lausanne fiel, ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß die Gottesdienste in der Kathedrale und die Arbeitssitzungen im Palais de Rumine stattfinden konnten.

Die Berner Tagung verlief nicht ohne Spannungen. Siegmund-Schultze spricht von harten Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern des Thementauschusses, die der Konferenz sehr konkrete Vorschläge zur Wiedervereinigung unterbreiten wollten, und denjenigen, die eine völlig offene, nicht auf bestimmten Voraussetzungen und Hypothesen basierende Konferenz anstrebten. Der anglikanische Kanonikus Bate, Sekretär des Thementauschusses, war Wortführer der ersten Gruppe. Interessant ist, daß einige andere, sehr einflußreiche Anglikaner zur zweiten Gruppe zu zählen waren, der sich außerdem noch die amerikanischen und europäischen Lutheraner angeschlossen hatten. Der vom Thementauschuß vorgelegte Programmentwurf ist dann letzten Endes wesentlich abgeändert worden.

Für Charles Brent ist die Eröffnung der Konferenz im August 1927 ein lang erwarteter Augenblick. Siebzehn lange Jahre hindurch hat er seine Gebete, seine Gedanken und seine Träume auf „die Weltkonferenz“ gerichtet, und nun ist diese Idee Wirklichkeit geworden. Wenn sie auch nicht ganz seinen ursprünglichen Vorstellungen entspricht – er hatte die Teilnahme der römisch-katholischen Kirche erhofft, die die Einladung aber nicht angenommen hatte –, so sind doch alle anderen christlichen Konfessionen gut repräsentiert. Fast alle orthodoxen Kirchen, wobei die Russische Orthodoxe Kirche indirekt vertreten ist durch einige Emigranten, darunter bekannte Theologen wie Globukowsky und Bulgakow, und selbstverständlich alle anglikanischen Kirchen sowie die Mehrzahl der protestantischen Kirchen. Die deutschen, finnischen und niederländischen Kirchen haben keine offiziellen Delegierten, wohl aber inoffizielle Teil-

nehmer entsandt. Dennoch ein bemerkenswerter Erfolg, vor allem angesichts der Tatsache, daß es sich um die allererste Konferenz über Fragen des Glaubens und der Kirchenverfassung handelt. Sicherlich kann man die ausgesprochen geringe Beteiligung von Laien, Frauen und jungen Menschen kritisieren, doch dies hat wohl weniger an der Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung gelegen als vielmehr an den Kirchen selbst.

Brent wurde – wie hätte es auch anders sein können – zum Präsidenten gewählt. Aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit jedoch bat er die Konferenz, ihm Professor Alfred Garvie, einen Kongregationalisten, als Vizepräsidenten zur Seite zu stellen. Garvie mit seinem starken schottischen Akzent und außerordentlich viel Sinn für Humor leitete also die meisten Sitzungen, während Brent ein wenig wie ein Schutzengel oder ein Ombudsman im Hintergrund stand. Ich habe beide bei der Arbeit sehen können, als ich von der Galerie des Konferenzsaals aus versuchte, einen Gesamteindruck von diesem historischen Ereignis zu bekommen. Garvie hatte sichtlich Mühe, den äußerst temperamentvollen Bischof Gore im Zaum zu halten. Hätte ich damals gewußt, daß ich ein halbes Jahrhundert später eine Rede über die Lausanner Konferenz halten sollte – ich wäre ganz sicherlich länger auf der Galerie geblieben.

Die Konferenz beginnt – wie damals in Stockholm – mit einer ganzen Reihe endloser Ansprachen, ehe in den Sektionen die eigentliche Arbeit aufgenommen wird. Das erste Thema lautet: „Die Botschaft der Kirche an die Welt: das Evangelium“. Die Kommission, die den Bericht der mit diesem Thema befaßten Sektion ausarbeitet, gelangt ohne größere Schwierigkeiten zu einem positiven Resultat, was wohl in erster Linie dem energischen Vorsitz von Dr. Deißmann (Berlin) zu verdanken ist. Der Bericht wird im Plenum ohne Gegenstimmen entgegengenommen. In einer Erklärung der orthodoxen Kirchen heißt es, dies sei der einzige Bericht, den sie ohne jeden Vorbehalt hätten billigen können. Mehrere Delegierte, darunter vor allem Deißmann, sind der Ansicht, die Konferenz hätte angesichts der positiven Reaktion der Orthodoxen den Bericht annehmen und damit die Gelegenheit wahrnehmen sollen, ein epochemachendes Bekenntnis zum gemeinsamen Glauben der Kirchen abzulegen. Andere wiederum sind sich nicht ganz im klaren darüber, daß zwischen „entgegennehmen“ und „annehmen“ ein wesentlicher Unterschied besteht. In der Geschäftsordnung jedoch ist festgelegt, daß die Berichte nicht angenommen werden sollen, um nicht den Eindruck entstehen zu lassen, man wolle Druck auf die Kirchen ausüben.

Obwohl in den Vorbereitungsdokumenten wie auch in der Geschäftsordnung ganz eindeutig zu dieser Frage Stellung genommen worden war, befürchten noch immer viele Delegierte, sie könnten vor vollendete Tatsachen gestellt werden, und darüber hinaus könnten die Bemühungen um konkrete Ergebnisse die

Konferenz von ihrer eigentlichen Zielsetzung ablenken. Auch die deutschen Delegierten sowie die anderen Lutheraner hegen diese Befürchtung. Daher geben die lutherischen Delegierten eine gemeinsame Erklärung ab, in der sie insbesondere vor einer Schlußabstimmung über diejenigen Berichte warnen, die Glaubensfragen betreffen. Diese Erklärung ist insofern eher überflüssig, als die Geschäftsordnung eine Annahme der Berichte nicht vorsieht. Sie ist jedoch eine Mahnung für die allzu Ungeduldigen. Die Reaktion auf diese Erklärung ist nicht sehr positiv. Weitere Erklärungen folgen, von denen ich insbesondere die der orthodoxen Delegierten erwähnen möchte, welche beschlossen haben, sich bei der Abstimmung über die Sektionsberichte, mit Ausnahme des Berichts über die Botschaft der Kirche an die Welt, zu enthalten. Sie sähen sich nicht in der Lage, hinsichtlich solcher Fragen wie etwa dem Wesen der Kirche oder dem Glaubensbekenntnis einen Kompromiß einzugehen. Sie weisen jedoch auf ihre Bereitschaft hin, mit anderen Kirchen im Bereich sozialer und sittlicher Fragen zusammenzuarbeiten. Ein sehr kritischer Augenblick für die Konferenz – doch Brent rettet die Situation durch seine ausgewogene Stellungnahme. Er beglückwünscht seine orthodoxen Brüder zu ihrer Freimütigkeit; es sei für sie sicherlich „außerordentlich schwierig gewesen, die Stellung einzunehmen, die sie eingenommen haben, und die sie (...) in einer so feinen Form eingenommen haben.“ Hiermit war wieder das grundlegende Problem dieser Konferenz angesprochen: ist es möglich, mit den modernen parlamentarischen Methoden eine Antwort auf fundamentale Glaubensfragen zu finden?

Die Berichte über das Wesen der Kirche, das gemeinsame Glaubensbekenntnis, das geistliche Amt und die Sakramente wurden ohne größere Schwierigkeiten entgegengenommen, da in jedem von ihnen sowohl die unterschiedlichen Auffassungen wie auch die Übereinstimmungen aufgeführt waren. Lediglich der siebte Sektionsbericht über „Die Einheit der Christenheit und das Verhältnis der bestehenden Kirchen zu ihr“ wurde heftig kritisiert. Diese Sektion hatte sich mit folgenden beiden Fragen auseinanderzusetzen gehabt: a) In welchen Punkten stimmen wir hinsichtlich der charakteristischen Merkmale der geeinten Kirche überein? und b) Wie können wir das in Lausanne begonnene Werk fortsetzen? Vorsitzender dieser Sektion war Nathan Söderblom. War er aber der richtige Mann für diese Aufgabe? Ich würde diese Frage verneinen, denn Söderblom war schließlich der Initiator und einer der wichtigsten Köpfe der Stockholmer Konferenz von 1925, fest davon überzeugt, daß die Bewegung für Praktisches Christentum Vorrang habe vor Glauben und Kirchenverfassung. Vorrang deshalb, weil sie unverzüglich konkrete Arbeit leisten könne, wohingegen Glauben und Kirchenverfassung sich auf Fernziele konzentriere. Die erste Fassung des Sektionsberichts beantwortete die Frage nach der ökumenischen Aufgabe daher

aus der Stockholmer Perspektive. Unter den Teilnehmern kursierte damals folgende humoristische Beschreibung dieses Berichts: erstens ist das Stockholmer Programm das einzig praktikierbare, zweitens schwebt Lausanne in den Wolken, und drittens gibt es zwar Möglichkeiten für andere, ebenfalls in diese Höhen zu entschweben, doch hiervon ist auf der Konferenz nicht die Rede. Natürlich war das übertrieben ausgedrückt, doch wenn man diese erste Fassung heute liest, dann kann man die negative Reaktion der „Unionisten“, also der mehr oder weniger anglo-katholisch ausgerichteten Anglikaner, sehr gut verstehen. Und zwar vor allem deshalb, weil dieser Bericht in bezug auf eine künftige vereinte Kirche so außerordentlich großen Wert auf die Vielfalt legte, daß sie den Eindruck haben mußten, das Streben nach Einheit müsse hierdurch beeinträchtigt werden. Bischof Gore äußerte scharfe Kritik und wies darauf hin, daß ihm die Entgegennahme eines solchen Berichts jede weitere Mitarbeit in Glauben und Kirchenverfassung unmöglich machen würde. Bischof Manning – derselbe, der 1910 die Resolution eingebracht hatte, die zur Gründung von Glauben und Kirchenverfassung führen sollte – vertrat die Auffassung, der Bericht sei rein protestantischer Prägung und spiegele in keiner Weise den Standpunkt derer wider, die einen katholischen Kirchenbegriff hätten. Aus diesen Gründen wurde der Ausschuß um Abänderung des Berichts gebeten. Da Söderblom abreisen mußte, um amtlichen Verpflichtungen nachzukommen, wurde die zweite Fassung des Berichts vom stellvertretenden Vorsitzenden, dem anglikanischen Erzbischof von Armagh, unterbreitet. Da man jedoch bei den Abänderungen nach Meinung der „Opposition“ nicht konsequent genug vorgegangen war, wurde auch die zweite Fassung nicht entgegengenommen. Was tun? Am letzten Tag der Beratungen schlägt ein Delegierter der Bischöflichen Kirche der USA vor, diese zweite Version mit der Bitte um Beschlußfassung an den Fortsetzungsausschuß weiterzuleiten. Mehrere Delegierte bringen ihre Enttäuschung zum Ausdruck, vor allem Professor Timothy Lew (China), der der Ansicht ist, die Konferenz klammere das eigentliche Problem, die Einheit der Kirche nämlich, hierdurch aus. Da aber Brent und Garvie zu der Auffassung neigen, ein Scheitern der Konferenz könne nur durch die Weiterleitung des Berichts an den Fortsetzungsausschuß vermieden werden, wird diese Lösung schließlich akzeptiert. Übrigens ist die vom Fortsetzungsausschuß überarbeitete Version dann letztlich zu einem sehr viel ausgewogeneren Dokument geworden als die erste Fassung.

Wie reagierte nun die Presse auf die Lausanner Konferenz? Sicherlich muß hier zunächst einmal berücksichtigt werden, daß weder Glauben und Kirchenverfassung zu einer Begegnung mit der Presse noch die Presse zu einer Begegnung mit Glauben und Kirchenverfassung „reif“ waren. Kirchliche Gremien hatten damals noch kaum Erfahrungen in der Öffentlichkeitsarbeit, und die Presse

wußte nicht recht, was sie von einer so wunderlichen Zusammenkunft, auf der etwas rätselhafte theologische Probleme diskutiert wurden, zu halten hatte. Und seitens der Delegierten war man ärgerlich darüber, daß die welschschweizerischen Zeitungen sich – verständlicherweise – weitaus mehr für das im nahegelegenen Vevey stattfindende Fest der Weinbauern interessierten als für ihre Konferenz.

Die kirchliche Presse ging sehr ausführlich und im allgemeinen recht positiv auf die Konferenz ein und wertete sie als einen guten Anfang. Ihre Bedeutung allerdings wurde sehr unterschiedlich beurteilt. In mehreren deutschen Zeitschriften war zu lesen, der Versuch der Anglikaner, alle anderen Kirchen von der Richtigkeit des anglikanischen Einheitsverständnisses zu überzeugen, sei gescheitert. In der „Church Times“ und in der amerikanischen „Living Church“ dagegen wurde die These vertreten, protestantische Kreise hätten – glücklicherweise vergeblich – gehofft, die Konferenz dazu benutzen zu können, eine weltweite pan-protestantische Bewegung ins Leben zu rufen.

Auch in der katholischen Presse wurde recht unterschiedlich Stellung genommen. So fand man neben herablassenden Äußerungen über diese armen Nichtkatholiken, die auf der Suche nach der verlorenen Einheit seien, auch Berichte, die von einem tiefen Verständnis für die Anliegen der Konferenz zeugten; so etwa die Artikel von Professor Hermann Hoffmann und Dr. Max Joseph Metzger, die als Privatleute an der Konferenz teilgenommen hatten.

Die Frage war, wie der Vatikan die Konferenz einschätzte. Anfang Januar 1928 wurde die Enzyklika *Mortalium animos* veröffentlicht. Pater Louis Bouyer hat sie mit einem Donnerschlag verglichen. Die Fensterscheiben des ökumenischen Hauses vibrierten. Ich erinnere mich noch an die Tagung in Prag 1928, wo Erzbischof Nathan Söderblom, Erzbischof Germanos, Adolf Deißmann, Wilfred Monod, Alfred Garvie und viele andere mehr der einhelligen Meinung waren, die Enzyklika sei ein klarer Beweis für den nicht unerheblichen Einfluß der ökumenischen Idee innerhalb der katholischen Kirche, wobei sie jedoch aus ihrer tiefen Enttäuschung über deren Inhalt keinen Hehl machten.

Enttäuscht war man nicht deshalb, weil der Vatikan wieder einmal erklärte, die katholische Kirche sei nicht bereit, an der ökumenischen Bewegung teilzunehmen. Das war inzwischen hinlänglich bekannt. Viele bedauerten es, andere zogen eine ökumenische Bewegung ohne Beteiligung Roms vor. In zweierlei Hinsicht aber löste diese Enzyklika Befremden aus. Ich meine zunächst einmal den geringschätzigen, ja sogar aggressiven Ton, in dem sie gehalten war und der sich so sehr unterschied von dem, was der Vatikan 1914 durch Kardinal Gasparri hatte äußern lassen, sowie auch von dem *Kommuniqué*, das 1919 im Anschluß an den Besuch der Delegation von Glauben und Kirchenverfassung herausgegeben worden war und in dem es u. a. geheißen hatte: „Es liegt Seiner

Heiligkeit fern, diese Konferenz zu mißbilligen.“ Mit der Enzyklika von 1928 aber war genau das geschehen, was man dem Communiqué zufolge hatte vermeiden wollen. Darüber hinaus empfanden es ökumenische Kreise als befremdlich, daß die Enzyklika ein völlig falsches Bild von der ökumenischen Bewegung zeichnete. Söderblom sprach sogar von einer Karikatur. Vom Standpunkt von Glauben und Kirchenverfassung war es eigentlich nicht einmal eine Karikatur. Beim Lesen der Enzyklika konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß deren Verfasser es nicht für nötig gehalten hatten, sich auch nur oberflächlich über die Vorbereitungen oder zumindest über die Lausanner Konferenz selbst zu informieren. Offensichtlich hatten sie auch nicht einmal die Berichte der beiden anwesenden Katholiken ernst genommen.

Es ist bekannt, daß Glauben und Kirchenverfassung von Anfang an die grundlegende Bedeutung der christozentrischen Orientierung der gesamten Bewegung hervorgehoben hat. Gardiner hatte dem Vatikan diese Orientierung in Briefen und Broschüren eingehend erläutert, und auch die Konferenz hat sie dann in der Botschaft der Kirche an die Welt klar formuliert. Daher traute man seinen Augen nicht, als man wenige Monate nach Abschluß der Konferenz in der Enzyklika lesen mußte, die Initiatoren ökumenischer Tagungen würden „sowohl Ungläubige jeder Art als auch Gläubige zu ihren Diskussionen einladen; sowohl jene, welche sich nicht schämen, Christus zu verlassen, als auch jene, welche hartnäckig sein göttliches Wesen und den göttlichen Charakter seiner Mission leugnen“. Wer behauptet, dieser Satz beziehe sich nicht auf Glauben und Kirchenverfassung, dem wäre ich dankbar, wenn er mir eine andere Stelle in dieser Enzyklika zur Frage der Einheit nachweisen kann, an der ernsthaft auf die bislang wichtigste Konferenz über das Problem der Einheit eingegangen wird.¹

Meiner Ansicht nach hatte die ablehnende Haltung des Vatikans in erster Linie folgende Gründe:

a) Es war eine deutliche Tendenz zur Einheit zu beobachten; man sprach sogar von einem ökumenischen Frühling. Zahlreiche katholische Priester und Laien schrieben an Gardiner und andere Pioniere der ökumenischen Bewegung. Selbst in der Enzyklika wurde darauf hingewiesen, daß „die (ökumenische) Idee sogar vielen Katholiken attraktiv erscheint“. Daher befürchtet der Vatikan,

¹ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß das 1927 erschienene Buch von Charles Journet über die Einigung der Kirchen („L'Union des Eglises“) eine ganz ähnliche Argumentation verfolgt. Dieses Buch enthält eine scharfe Polemik gegen die Stockholmer Bewegung. Obgleich bereits zu diesem Zeitpunkt umfangreiche Literatur zu Glauben und Kirchenverfassung vorliegt, geht Journet in keiner Weise auf die Vorbereitung der Lausanner Konferenz ein. Und dies in einem Werk über die Einigung der Kirchen!

diese Begeisterung könne sehr leicht dazu führen, daß man Lehrunterschiede als irrelevant betrachte.

b) Es ist ziemlich deutlich, daß sich die Enzyklika in erster Linie an die orthodoxen Kirchen richtete. Denn die ökumenische Bewegung wurde sicher nicht zufällig als „pandchristliche“ Bewegung bezeichnet – ein Begriff, der aus der Terminologie der griechisch-orthodoxen Kirche stammt. Zur damaligen Zeit schienen diejenigen Mitarbeiter des Papstes, die – allen voran Monsignore Michel d'Herbigny, Direktor des Päpstlichen Instituts für Oststudien – zuständig waren für die Beziehungen zu den Ostkirchen, eine Politik der individuellen Bekehrung zu vertreten. Eine solche Politik aber war unvereinbar mit einer Annäherung der Kirchen. Es ist daher verständlich, daß die Verbrüderung der orthodoxen Kirchen auf der einen Seite und der Anglikaner und Protestanten auf der anderen Seite in diesen Kreisen eine gewisse Verärgerung auslöste.

c) Drittens schließlich hatten die Gespräche von Malines, zu denen einige Katholiken sowie einige Anglikaner bei Kardinal Mercier zusammengetroffen waren, Verwirrung gestiftet. War es möglich, daß der Vatikan Gespräche billigte, in denen ketzerische Gedanken geäußert wurden? Es liegt also nahe, daß mit der Enzyklika klargestellt werden sollte, daß der Glaube nicht in Gefahr war.

Man hätte annehmen sollen, daß der Dialog zwischen den Führern der ökumenischen Bewegung und katholischen Theologen mit der Veröffentlichung der Enzyklika *Mortalium animos* ein Ende finden mußte. Glücklicherweise war das nicht der Fall. Bereits 1929 erschien ein von einem Katholiken verfaßtes Buch über die ökumenische Bewegung. Der Autor, der Jesuit Max Pribilla, hatte sich eingehend mit der deutschsprachigen ökumenischen Literatur auseinandergesetzt. Söderblom war von diesem Buch so beeindruckt, daß er einen hundertseitigen Artikel in Form eines Dialogs mit Pribilla schrieb. Auch stellte sich Söderblom die Frage, ob mit diesem Buch nicht möglicherweise die Enttäuschung, die *Mortalium animos* auch für viele Katholiken darstellte, etwas gemildert werden sollte. Langsam, aber sicher setzte sich ökumenisches Gedankengut auch in katholischen Kreisen durch; Pionierarbeit wurde hier vor allem von Paul Couturier, Yves Congar, Maurice Villain, Robert Grosche und vielen anderen geleistet. Und wir alle kennen die Früchte, die diese Arbeit insbesondere während der Amtszeit Johannes XXIII. und während des Zweiten Vaticanum getragen hat.

Bevor ich zum Schluß komme, möchte ich noch kurz auf die Frage eingehen, welche Bedeutung die Konferenz von Lausanne für die Entwicklung der ökumenischen Bewegung hatte. Lassen Sie mich mit sieben Punkten antworten.

1. „Lausanne 1927“ bot den isolierten und auf sich selbst konzentrierten Kirchen eine ausgezeichnete Gelegenheit, die ökumenische Dimension der Kirche zu

entdecken. Keiner der Teilnehmer konnte sich noch länger der Einsicht entziehen, daß der Auftrag des Evangeliums viel umfassender und komplexer war, als man bis dahin geglaubt hatte. Diese Erfahrung war demütigend, gleichzeitig aber auch bereichernd.

2. Die Befürchtung, eine Erörterung von Lehrfragen müsse zwangsläufig in Polemik ausarten und eine Epidemie von „rabies theologorum“ verursachen, stellte sich als grundlos heraus. Die Diskussionen wurden in einem freundschaftlichen Ton geführt. Die Zeit für den Dialog war angebrochen.

3. Die Konfrontation von Theologen und Ekklesiologien wurde in erster Linie zu einer Konfrontation der „protestantischen“ und der „katholischen“ Auffassung vom christlichen Glauben. Viele Delegierte nahmen zum erstenmal an einer solchen Konferenz teil. Langsam wurde ihnen klar, daß „die ökumenische Bewegung“ – wie Bischof Gore in der *Times* geschrieben hatte – „Früchte tragen würde, wenn die evangelischen Kirchen einsähen, daß sie auf das, was die Stärke des Katholizismus ausmacht, nicht verzichten können, und wenn sich die katholischen Kirchen eingestünden, daß die evangelischen Gemeinschaften ein Zeugnis ablegen, auf das wiederum der Katholizismus nicht verzichten kann.“

4. Trotz der eindeutig vorhandenen Meinungsunterschiede hatte man auf der Konferenz jedoch entdeckt, daß es bereits eine wirkliche Einheit gab. Und diese Einheit fand ihren Ausdruck im Bericht der Konferenz an die Kirchen der Welt. Dieser Bericht wurde ein Jahr später in die Botschaft der Jerusalemer Weltkonferenz des Internationalen Missionsrates aufgenommen. Die Orthodoxen hatten in ihrer Erklärung hervorgehoben: „Wir sind eins mit unseren Brüdern im Glauben.“ Und im Bericht der für den Siebten Verhandlungsgegenstand gebildeten Kommission ist die Rede von einer „bereits bestehenden Einheit im Geiste“. Man hatte also zwischen einer bereits bestehenden Einheit im Geiste und der noch zu verwirklichenden völligen kirchlichen Gemeinschaft zu unterscheiden gelernt. Nun brauchte man nicht mehr zu sagen: „Wir wollen so zusammenarbeiten, als seien wir ein Leib“, sondern: „Laßt uns zusammenarbeiten, weil wir eine Einheit haben, die ihren Ausdruck finden muß.“

5. Die Kirchen, die bei Glauben und Kirchenverfassung mitarbeiteten, waren sich einig geworden, daß die Einheit der Kirche zum Ausdruck gebracht werden mußte. Dies war ein wesentlicher Schritt, denn die vorherrschende evangelische Theologie des 19. Jahrhunderts hatte gelehrt, daß es ausreiche, die unsichtbare Einheit der Gläubigen anzustreben. Von nun an hatte man wenigstens ein gemeinsames Ziel.

6. Es hatte sich deutlich gezeigt, daß die Bewegungen von „Stockholm“ und „Lausanne“ nur zwei verschiedene Aspekte ein und derselben ökumenischen Aufgabe darstellten. „Praktisches Christentum“ ohne theologischen Dialog

würde zu oberflächlichem Aktivismus werden; „Glauben und Kirchenverfassung“, losgelöst von den akuten sozialen und internationalen Problemen, würde zur Arbeit im Elfenbeinturm. Als ich 1928 in Leiden zur Erlangung der Doktorwürde eine Reihe von Thesen formulieren mußte, habe ich erklärt, daß man die Einheit der Kirche nicht erfolgreich vorantreiben könne, wenn man nicht zu einer Synthese von Glauben und Kirchenverfassung und Praktischem Christentum gelange.

7. Es war allgemein deutlich geworden, worin die *raison d'être* der ökumenischen Bewegung bestand: es galt nicht, die Kirchen für die Begegnung mit ihren Feinden zu stärken, sondern den Auftrag der Kirche zu erfüllen, das Volk Gottes, der Leib Christi zu sein, in dem alle Nationen und Rassen miteinander versöhnt sind. Als er die Konferenz eröffnete, sagte Brent: „Auf das dringende Geheiß Jesu Christi sind wir hier versammelt.“ Dieser Satz wurde zum Leitmotiv der Bewegung. Der Nachfolger von Brent, William Temple, sagte in seiner Eröffnungspredigt für die Zweite Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung: „Die Einheit der Kirche Gottes ist eine ewige Tatsache; unsere Aufgabe besteht nicht darin, sie zu schaffen, sondern sie zur Darstellung zu bringen.“